

„Beitrag aus dem Buch „We the Children“; erschienen im Oktober 2014, Herausgeber: Peter-Matthias Gaede, Dr. Jürgen Heraeus, ISBN 978-3-901753-74-9, Preis 49,90 Euro

Das Recht, gesehen zu werden

Peter-Matthias Gaede
Chefredakteur GEO, 1994 bis 2014

Nicht Mehl und Grütze erbat er sich, sondern Blumen. Blumen für die 200 Kinder, die er in seinem Waisenhaus im Warschauer Ghetto behütete. Es war der Juni 1942. An Hunger, an Typhus starben die Menschen im Ghetto an jedem dieser schrecklichen Tage im dritten Jahr der deutschen Besatzung; sie starben in Massen. Und wahrscheinlich hatten auch die Kinder in Dr. Janusz Korczaks Heim nur wenig, was sie am Leben hielt. Aber „heiter, kindlich, sorglos“ sollten sie doch sein, wünschte sich Korczak, „sie haben ein Recht auf den heutigen Tag“.

Als sie dann in den Zug steigen sollten, der sie in das Vernichtungslager Treblinka bringen sollte, in den Tod, verließ Korczak sie nicht. Er wollte es ihnen leichter machen. Aufs Land würden sie fahren, erzählte er ihnen wohl, auf Blumenwiesen. In Wälder, wo es Beeren und Pilze geben würde. Und so traten die 200 Waisenkinder paarweise zum Abmarsch an, fröhlich; ein zwölfjähriger Junge an der Spitze des Zuges spielte auf seiner Geige, so schrieb es ein Zeuge auf. Die Kinder sangen, die zwei Kleinsten trug Korczak auf dem Arm. Und vielleicht tat er das auch, als sie in die Gaskammer mussten. Der Tag ist nicht bekannt, an dem es geschah.

So starb der polnische Kinderarzt jüdischen Glaubens, der Reformpädagoge, der Schriftsteller Janusz Korczak, eigentlich Henryk Goldszmit, der die Kinder liebte. Dieses „Proletariat auf kleinen Füßen“, das ihm allgemein rechtlos und ausgebeutet vorkam. Der mahnte, ihre Bedürfnisse wahrzunehmen, so klein sie auch sein mochten. Denn: „Kinder werden nicht zu Menschen, sie sind es bereits.“ Und der deshalb forderte, dass sie Rechte haben sollten. Das Recht, so sein zu dürfen, wie sie sind. Unwissend zunächst. Und wissbegierig. Das Recht, weinen zu dürfen. Das Recht, ernst genommen und zu nichts verpflichtet zu werden, was ihre Kraft und ihr Alter überstiege. Das Recht auf Eigenart und Eigentum. Das Recht, vor Armut und Missbrauch, Krankheit und Gewalt geschützt zu werden. In einer „Magna Charta Libertatis“, einer Verfassung für Kinder, sollte all dies festgelegt werden. Schon 1919 hatte Korczak das angestrebt. „Vielleicht ist das einmal, nach 50 Jahren, irgendjemandem von Nutzen“ – so begann, geschrieben im August 1942, die letzte Tagebuchaufzeichnung von Janusz Korczak, der bereit war, mit seinen Kindern einen letzten Weg zu gehen. Denn, so schrieb er: „Nicht mich will ich retten, sondern meine Idee.“

Sie wurde gerettet. Und es war gewiss ein schöner Moment, als am 20. November 1989 die große Schauspielerin Audrey Hepburn ans Rednerpult der Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York trat, um jenen Völkerrechtsvertrag zu verlesen, mit dem 193 Staaten die UN-Kinderrechtskonvention verabschiedet hatten. Noch sollte es zwar fast ein weiteres Jahr dauern, bis sie in Kraft trat. Noch immer ist sie von einigen wenigen Staaten nicht ratifiziert, und ein Land wie Deutschland unterschrieb zunächst nur mit einigen Vorbehalten, die erst 2010, auch auf Druck von UNICEF, zurückgenommen wurden. Auch Zusatzprotokolle mussten hinzukommen: zum Mindestalter für die Teilnahme junger Soldaten an Kampfhandlungen, 18 Jahre, schlimm genug; zum Verbot von Kinderhandel, Kinderprostitution und –pornografie; zum Recht von Kindern, sich an einen Beschwerdeausschuss der Vereinten Nationen zu wenden.

Aber immerhin: Der Kinderrechtskonvention sind mehr Staaten beigetreten als sämtlichen anderen UN-Konventionen bisher. Und deutlich hinaus reicht sie über alle vorangegangenen Versuche, die Rechte von Kindern in universale Normen zu gießen. Deutlich hinaus also über die „Genfer Erklärung“ des Völkerbundes von 1924, über UN-Erklärungen von 1948,

1959 und 1966 und die eher symbolhafte Ausrufung eines „Internationalen Jahres des Kindes“ 1976. „Kinder werden nicht zu Menschen, sie sind es bereits“ – wie in Wahrheit revolutionär dieser Satz des Janusz Korczak war, der doch anmutet, als würde er nur das Selbstverständlichste der Welt erklären: Es zeigt sich fast in den unscheinbareren Passagen der 54 Artikel der UN-Kinderrechtskonvention noch mehr als dort, wo die Befreiung der Kinder von Krankheit oder Hunger oder ihr Recht auf Bildung eingefordert werden. Jedes Kind hat das Recht auf einen Namen, auf Identität, auf ein Alter! Ja, selbst das musste und muss nämlich erkämpft werden: Bis heute ist jedes dritte Kind auf dieser Welt nicht einmal offiziell registriert, hat nur einer von sieben kleinen Erdenbürgern überhaupt eine Geburtsurkunde.

Es war ein langer Weg, auf dessen Etappe der 20. November 1989 stand: Egal, ob das Kind nun, wie viele Kulturgeschichtler meinen, erst im 19. Jahrhundert und vom Bürgertum als „nachwachsende Ressource“ und also schützenswertes Gut, gar als Teil einer neuen familiären Innigkeit entdeckt worden war – und davor nur eine Art minderbemittelter Erwachsener und Arbeitskraft war, schon deshalb nicht besonders in einen Kokon aus Liebe, Fürsorge und Nachsicht gehüllt, weil Sterblichkeit, elende Lebensumstände und geringe Lebenserwartung keinerlei Zeit für Zärtlichkeit ließen. Oder ob sich das „Konzept Kindheit“ als Ausdruck einer speziellen Lebensphase womöglich doch schon im 16. und 17. Jahrhundert herauskristallisiert hatte und zumindest in einem religiösen Kontext eine neue Gefühlskultur gegenüber Kindern allmählich in die Gesellschaft sickerte. Weder Rousseau 1762 (Émile oder über die Erziehung) noch der English Factories Act, der 1833 Fabrikarbeit für Kinder unter neun Jahren verbot, hatten jedenfalls nur entfernt die Dimension dieser allgemeinen Menschenrechtserklärung für Kinder, die an einem Montag im November des Jahres 1989 am East River zu Manhattan beschlossen wurde. In memoriam Janusz Korczak. In memoriam Eglantyne Jebb, der Begründerin des Save the Children Fund, die angesichts des Elends, in das der Erste Weltkrieg die Menschen gestürzt hatte, eine Children's Charta entworfen hatte. Im Gedenken an viele andere Pioniere des Gedankens, wenigstens für die Kinder müsse doch gelten, der Mensch sei nicht des Menschen Wolf.

Und was hat uns die Kinderrechtskonvention hinterlassen? Ambivalenz. Das Glück, dass es sie gibt. Auch und gerade für UNICEF. Und Erfolge, die es ohne sie nicht gegeben hätte. Auch und gerade für UNICEF. Und auf der anderen Seite: Unzufriedenheit. Verzweiflungsanfälle angesichts all dessen, was die Buchstaben einer feierlichen Erklärung eben doch nicht, noch nicht auszurichten vermögen. Dann nicht, wenn ein Warlord Kinder an der Kalaschnikow rekrutiert, wenn eine Trockenheit Bauern und deren Kinder in den Hunger treibt, wenn Schulen in Flutwellen verschwinden, wenn eine fanatisch ausgelegte Religion die Bildungschancen von Mädchen schändet, wenn die Ware Kind auf den finsternen Hinterhöfen dieser Welt in jungem Fleisch bemessen wird, wenn Flüchtlinge ihre ausgemergelten Babys über Stacheldrähte zu Feldlagern schleppen, wenn Achtjährige den Elektroschrott unserer Konsumwelt von qualmenden Müllhalden klauben, wenn Kriege kleine Jungen ohne Arme und Beine hinterlassen und finstere Traditionen kleine Mädchen mit säurezerfressenen Gesichtern oder beschnittener Klitoris.

Ambivalenz. Was das Völkerbekenntnis zu den Rechten der Kinder an Gutem geschaffen hat, was UNICEF seither möglich war, das deutet das Vorwort dieses Buches an. Und es ist sogar noch viel mehr als das dort Aufgezählte. Es sterben gegenüber 1990 nur noch knapp halb so viele Kinder an vermeidbaren Krankheiten wie Durchfall oder Lungenentzündung; auch die Kinderlähmung ist großflächig zurückgedrängt. Und noch nie ist ein solch hoher Prozentsatz von Kindern zur Schule gegangen wie heute: Vier von fünf sind es nun, nicht mehr nur jedes zweite. Viel weniger Kinder als noch vor Jahren kommen HIV-positiv zur Welt. Mehr Länder als früher haben Gewalt in der Erziehung, in der Schule geächtet. Kindergeld gibt es nun sogar in einem Land wie Nepal. Und 100 000 ehemalige Kindersoldaten hat UNICEF in das zivile Leben hinübergerettet. Das Feuer, aus dem diese Hoffnungsfunken stieben, lodert heller, wird größer.

Aber in der Dunkelheit dahinter: Alles das, was noch immer erbärmlich ist. Noch ist jedes vierte Kind auf der Welt chronisch mangelernährt. Noch gibt es für 57 Millionen Kinder kein Klassenzimmer. Noch arbeiten 168 Millionen Kinder unter ausbeuterischen Bedingungen in Kohlegruben, Minen, Fabriken oder, vor allem Mädchen, entrechtet in Privathaushalten. Noch sind 30 Prozent der Mädchen unter 18 Jahren, manche gerade sieben, in einigen Entwicklungsländern in erzwungene Ehen eingesperrt. Und leider ließe sich auch diese Liste der Schande verlängern. Um jene Kinder und Jugendlichen etwa, Hunderttausende sind es schätzungsweise, die in Haftanstalten einsitzen, sehr häufig ohne Gerichtsurteil. Und so zwingt alles das auch die Menschen, die sich für UNICEF engagieren, in die „graue Strickjacke der Sorge“, wie es ein Zyniker einmal schrieb, einer von jener Sorte vermutlich, die sich gerne über „Gutmenschen“ mokieren, ohne zu merken, wie billig das ist.

Denn ja, es taugt halt nicht für Frühlingsfarben, heute davon zu hören, dass 235 000 Kinder unter fünf Jahren im Südsudan wegen akuter Mangelernährung dringend behandelt werden müssen und die Nothelfer von UNICEF und Welternährungsprogramm dort von Zuständen berichten, wie sie sie „noch nie gesehen haben“. Und morgen davon lesen zu müssen, dass weltweit so viele Menschen auf der Flucht sind, über 50 Millionen, wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Die Multiplikation der Krisenherde verlangt nach reichlich vielen guten Menschen, die sich nicht darum scheren, wie grau es ist, in der Zentralafrikanischen Republik eine Schule wieder aufzubauen oder in einem Auffanglager Milchrationen zu verteilen. Und es gibt kaum eine Seite in diesem Buch, die man nicht in der Hoffnung betrachten würde, es wären gute Menschen zur Stelle, die beenden würden, was dort zu sehen ist.

In diesem Sinne ist *We the Children* ein Buch, das nicht beschwichtigen kann und nur an wenigen Stellen tröstet. Eher offenbart es die To-do-Liste der internationalen Politik und vieler einzelner Länder und Gesellschaften im Jubiläumsjahr der Kinderrechtskonvention – alles das, was Papier geblieben und Realität noch nicht ist. Alles das, was Vorsatz bleiben wird, wenn Regierungen und Gesetzgebung, Verwaltung und Justiz nicht ernst machen mit dem, was 1989 unterschrieben wurde. *We the Children* ist aus anderthalb Jahrzehnten „UNICEF-Foto des Jahres“ hervorgegangen. Es setzt also auf Bilder mehr als auf Text. Und das tut es im Vertrauen darauf, mit Bildern besonders bewegen zu können, auch wenn die visuelle Flut der Gegenwart schon zu Zweifeln daran führt. Wer nur alle Facebook-Fotos eines einzigen Tages ansehen wollte, benötigte dafür 40 Jahre ohne Pause, ohne Schlaf, denn es sind 400 Millionen. Und die permanente „Fernanwesenheit“, wie der Mediensoziologe Andreas Schelske es nennt, das Gefühl, laufend in der gesamten Welt unterwegs zu sein, muss nicht bedeuten, an dieser Welt tatsächlich auch interessiert zu sein. Slow Photography wird schon verlangt, eine Art Heilfasten vom rasenden Bilderverzehr.

Welche Aussage also treffen die Fotos in diesem Buch? Können Bilder lügen? Ja. Sagen Bilder mehr als tausend Worte? Nicht unbedingt. Und doch, träumen wir ein bisschen: Vielleicht können Bilder ja manchmal Schutzmauern bilden, wenn sie für das Beschützenswerte sensibilisieren. Können sie Mauern einreißen, wenn sie in ungesehene Räume führen. Können sie aktivieren, weil sie die Trägheit stören. Können sie beweisen, was verdrängt wird, können Pflöcke in die Erinnerung schlagen. Sie können Abscheu hervorrufen und Ekel, Angst und Empörung – und vielleicht auch zur Empathie befähigen, das Mitleid erleichtern, dem Mitgefühl einen Anker geben.

Aus allen diesen Gründen ist das „UNICEF-Foto des Jahres“, obwohl gar nicht als Schwester der Kinderrechts-Kampagne auf die Welt gekommen, ein so eindringlicher Augenöffner. Auch wo es stört und verstört. Und weil es rabiater ist als das Bild, auf das Kinderhilfsorganisationen traditionell setzen, wenn sie um die Solidarität mit jenen werben, deren Leben auf den Schattenseiten spielt. Es sind die großen Augen eines kleinen Mädchens, es ist das niedliche Rinnsal aus der Nase, das wuschelige Haar, das noch das Müllkind in Manila gewöhnlich heimfähig macht im virtuellen Haus der Spender – und wenn es das immerhin tut, so ist es schon gut.

Aber das Müllkind aus Manila kann hässlich sein, eine Gaumenspalte haben – und verdient nicht weniger Hilfe. Und die Drogenabhängigkeit von 13-Jährigen in St. Petersburg kann zum Verzweifeln sein – und ist trotzdem nicht geeignet für Kapitulationserklärungen. Und ein Kind im Schlamm von Port-au-Prince hätte auch ohne weißes Kleidchen seine Würde; es sollte sich nicht hübsch machen müssen, auf dass wir es wahrnehmen und bewundern. Dies zu verdeutlichen, die Armut der Armut, nicht die Anmut der Armut, ist das Verdienst der Fotografen, deren Arbeit in diesem Buch versammelt ist. Für einen Moment des Hinsehens. Vielleicht des Innehaltens. Vielleicht des Schockiertseins. Vielleicht des Weinens. Das Erbärmliche ist nicht schluckfreundlich zu genießen.

Was bedeutet es auch für die Fotografen, die sich nicht mit Königshochzeiten befassen oder Fußballhelden, sondern verstümmelten Kindern begegnen, auf menschliche Gerippe sehen, auf die Arbeitsqual in einem Dreckloch im Kongo? Es bedeutet auch für sie, die Zeugen, Elendsgefühle. Freilich: Zu viel sollte auch ihnen nicht abverlangt werden. Dass der Mensch nicht alles Leid gleichermaßen betrauern kann, ist eine Überlebenskonstante, die nicht außer Kraft gesetzt ist für Fotoreporter. Und auch die selbstlosesten Ärzte ohne Grenzen, die tapfersten Delegierten vom Internationalen Komitee des Roten Kreuzes, die aufopferungsvollsten Helfer von UNICEF werden das Gewehrfeuer fliehen und die einstürzenden Dächer über sich zu meiden versuchen im letzten Moment. Aber wie alle diese Menschen gibt es, dieses Buch zeigt es, auch Journalisten mit hohem Einsatzwillen. Der Vorwurf der Sensationsgier muss sie nicht treffen. Sie berauschen sich nicht am Extrem, sie berichten. Sie führen nicht vor, sie nehmen – mitunter über Jahre – teil. Sie arbeiten nicht ab, sie arbeiten sich ein, wie viele der Geschichten im Folgenden zeigen. Sie rauben diese Geschichten nicht, sie überbringen sie. Und sie gehen nicht selten an die Grenzen, hinter denen es für sie selber ungewiss wird. Dankbarkeit also gebührt all denen, deren Bilder dieses Buch möglich gemacht haben – so sehr die auch bedrängen und bedrücken.

Es ist ein ungeschöntes Buch und soll nichts anderes sein. Auch wenn es, glücklicherweise, nicht das Ganze zeigt. Denn natürlich gibt es auch die ganz andere Kindheit, die unbeschwerte, erfüllte, geborgene. Gibt es Fortschritt, gibt es Veränderungen zum Guten. Und zugleich die Gefahr, dass Alarmismus und Katastropheneignisse als Erscheinung der um die knappe Ressource Aufmerksamkeit ringenden Medien abstupfen und mithin das Gegenteil dessen bewirken, was benötigt wird: Überdross, Abkehr, Überforderung; compassion fatigue, Mitleidsermattung.

Man sollte trotzdem nicht glauben, nicht anderes bliebe mehr, als paralysiert zu sein. Auch ein Kinderhilfswerk lebt davon, am Ende des Tunnels das Licht zu vermuten – selbst wenn das vorliegende Buch vor Augen führt, wie furchtbar lang dieser Tunnel ist, in Bangladesch und in Indien und im Jemen, in Zentralafrika, Mittelamerika oder Südostasien.

Und in Deutschland? Zwischen 2000 und 2010 hat fast jedes zehnte Kinder hier erlitten, was eine „langfristige Armutserfahrung“ genannt wird. Nach einer OECD-Erhebung zur Kinderarmut unter 29 Staaten liegt das reiche Deutschland nur auf einem Mittelplatz. Aber wenigstens der Krieg, die Gewalt sind doch fern in der Kinderwelt hierzulande – oder nicht? Wohl nicht ganz. Sonst hätten bei dem im September 2014 veröffentlichten Kinderwerte-Monitor, einer repräsentativen Erhebung unter mehr als 1 000 Jungen und Mädchen zwischen sechs und 14 Jahren, nicht 82 Prozent gesagt, das Recht, ohne Gewalt aufzuwachsen, sei ihnen das Wichtigste. Und zugleich 35 Prozent der Befragten angegeben, dies sei wohl jenes Recht, gegen das am häufigsten verstoßen werde. Dass Kinder in Deutschland „früh lernen, die Welt jenseits ihres persönlichen Erfahrungsraumes und nationaler Grenzen zu begreifen“, schließen die Verfasser der Studie daraus. Und dass nicht zuletzt der omnipräsente Krisendiskurs in den Medien auch bei Kindern in einem friedlichen Land in Mitteleuropa dazu führt, in ihrem Angstrepertoire viel mehr zu haben als Elternverlust, Dunkelheit, Spinnen oder das Halbjahreszeugnis. Syrien scheint auch in die

Seele von Marie kriechen zu können, ein Nachhall der Detonationen in Afghanistan selbst bis an Johans Ohren.

Es wäre ein Traum, wenn sich auch Marie und Johann oder Kevin und Melanie bald wieder höchstens vor Spinnen oder Dunkelheit fürchten müssten. Und der noch viel größere: Wenn jegliche Gewalt gegen Kinder auch in jenen Ländern verboten würde, in denen 95 Prozent aller Mädchen und Jungen heute leben. Das Recht der Kinder, in Würde, gesund, wohlgenährt, gewaltfrei aufzuwachsen, zur Schule gehen zu dürfen, im Krieg und auf der Flucht geschützt zu werden und, wenn sie behindert sind, besondere Fürsorge zu erhalten, ist keine Frage karitativer Gönnerhaftigkeit. Es ist völkerrechtliche Verpflichtung, vor 25 Jahren beschlossen.

Fehlt, dass sie eingelöst wird. Und so ist dieses Buch, es sei noch einmal geschrieben, eine schroffe Erinnerung an das, was auf der Agenda der Weltfamilie steht.